

DER STILLSTAND

Nr.11 März 2003

Karl-Josef Bär, Joachim Rönneper, Erwin Posarnig, Hans-Werner Bott, R.J.Kirsch
Holunda, Siglinde Kallnbach, Susanne Greven, Ruth Knecht, Boris Nieslony
Cap Grundheber, Hans-Jörg Tauchert, Inge Broska, Ralf Filges, Rainer Aring



Zu Hause bleiben



Selbstporträt
R. Aring

<embed>

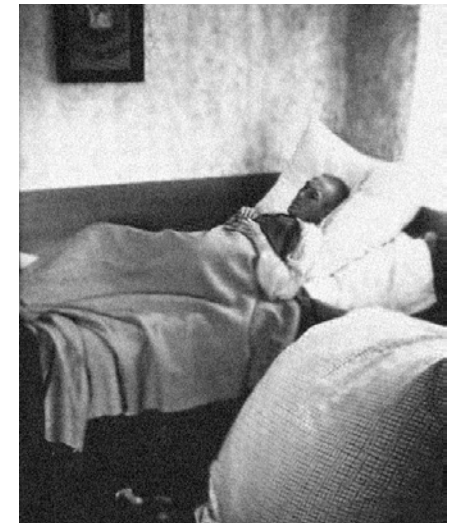
werden können“ (O'Reilly HTML Referenz). Neuerdings wissen auch HTML- Unkundige, das es ein solches Wort im Englischen gibt und was es bedeuten kann: z.B. das Einbinden und Einladen von Medienvertretern zur begründeten Darstellung von Kriegereignissen. Embed wird dabei von amerikanischen ebenso wie britischen, dänischen und einigen osteuropäischen Streitkräften unterstützt.

Die Redaktion des Stillstand hatte schon im letzten Jahr die Zeichen der Zeit erkannt und war dem Trend zur Einbettung für die 11. Ausgabe konsequent nachgekommen. Zur Präsentation dieser Ausgabe wird keine Ausstellung stattfinden. Stattdessen sind alle eingeladenen Künstler *embedded* in ihre eigenen Lebensverhältnisse, werden daher zu Hause bleiben und nur telefonisch zur Verfügung stehen. Auf der Grundlage der Magazinbeiträge ist das Publikum in der Lage mit den Künstlern Kontakt aufzunehmen oder aber macht es Ihnen nach. Im Inhaltsverzeichnis dieser Ausgabe befinden sich neben den Seitenzahlen der einzelnen Beiträge auch die Telefonnummern aller beteiligten Künstler.

In diesem Sinne: *Embedde* sich, wer kann.

to embed, [im bed] engl.:(ein)betten

Dem webkundigen Zeitgenossen war der Begriff ja schon seit längerem geläufig: **embed**, ein Formatierungskommando in den Sourcecodes des world wide webs, „zur Einbindung und Laden von Medien, die normalerweise nicht vom Browser dargestellt



Embedded again: Kriegsheimkehrer „Heimkehrers erster Schlaf zu Hause“
Foto: Hilmar Pabel, 1947

</embed>

TERMS AND CONDITIONS - YOU MUST READ AND ATTEST TO BEFORE ENTERING

This is a site designed and intended SOLELY for ADULTS, people who are at least 18 years old, who are interested in and wish to have access to visual images, verbal description and audio sounds of a sexually oriented, frankly erotic nature.

The materials which are available within this site may include graphic visual depictions and descriptions of nudity and sexual activity and should NOT be accessed by anyone who is younger than 18 years old or who does not wish to be exposed to such materials.

By entering this web site you are making the following statements:

1. Under penalty of perjury, I swear/affirm that as of this moment, I am an adult, at least 18 years of age.

2. I understand that when I gain access to this site, I will be exposed to visual images, verbal descriptions and audio sounds of a sexually oriented, frankly erotic nature, which may include graphic visual depictions and descriptions of nudity and sexual activity. I am voluntarily choosing to do so, because I want to view, read and/or hear the various materials which are available, for my own personal enjoyment, information and/or education. My choice is a manifestation of my interest in sexual matters, which is both healthy and normal and, which, in my experience, is generally shared by average adults in my community.

3. I promise that I will not permit any person(s) under 18 years of age to have access to any of the materials contained within this site.

4. That you do not live in the specific states, cities or areas where you are not permitted to enter this site, or subscribe to any services we offer.

5. My interest in this material is personal, and not professional. I do not work for law enforcement. I am not accessing this material to use against the site operator, or any person whomsoever, in any conceivable manner.

6. If I use the service of this site in violation of the above agreement, I understand I may be in violation of both local and federal laws.

7. By logging on, I will have released and discharged the providers, owners and creators of this site from any and all liability which might arise.


8. Book marking to a page on this server/site whereby this warning page is bypassed

erwin posarnig

<u>2</u>	Selbstportrait (zuhause) Rainer Aring
<u>4</u>	TERMS AND CONDITIONS Erwin Posarnig
<u>6</u>	Bloody Mary Karl Josef Bär
<u>8</u>	Zu Hause bleiben in Otzenrath Inge Broska
<u>11</u>	Monadentum R.J.Kirsch
<u>18</u>	Zu Hause bleiben Susanne Greven
<u>20</u>	Zuhause verlassen Siglinde Kallinbach
<u>21</u>	Mein Zuhause Holunda
<u>23</u>	Sieben Tage Sternenküche auf dem Jakobsweg Hans-Werner Boff
<u>26</u>	Montags, frühmorgens Boris Nieslony
<u>28</u>	Warum mein Süßer nicht mehr mit mir wählen geht H.-J. Tauchert
<u>32</u>	Wäre ich zu Hause geblieben Ruth Knecht
<u>31</u>	Heimspott HWW
<u>34</u>	An einen langen Flur Joachim Rönneper
<u>35</u>	Spiel mobil Cap Grundheber
<u>36</u>	Homegrow Ralf Filges

Impressum

Der Stillstand Nr.10 erscheint im März 2002
Herausgeber: Hans-Jörg Tauchert und R.J.Kirsch
Redaktionsanschrift:
c/o Ultimate Akademie, Weyertal 84, 50931 Köln
Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder
Verantwortlich für die Homepage des Stillstands
R.J.Kirsch/H.J.Tauchert
V.i.S.d.P.: R.J.Kirsch

Der Stillstand wird unterstützt durch das **Kulturamt Köln**  **Kölnlink und die Ultimate Akademie**

Bloody Mary...

Der Stillstand im Gespräch mit Karl-Josef Bär

Stillstand: Herr Bär, wir haben gehört, Sie sitzen am liebsten zu Hause auf dem Sofa?

Bär: Ija, seit die Kraate mit ihrem Driss-Euro üvverall die Preise erhöht han, jeh ich nit mieh für die Dür. Ich bin doch nit jeck un zahl en su ner Jedöns-Bar für ene Cocktail 20 Euro, bloß weil do so ne Promi an der Thek avhänge däht. Un wenn dä dann besoffe vum Barhocker kipp, däht dä minge Cocktail ömschmiesse un ich han de janze Botz voll mit Blue Curacao. Neulich hätt dä Boris Becker mich met „Bloody Mary“ enjesaut. Dä Tomatensaff krisste nit mieh un dä Klamotte eraus.

Stillstand: Aber Herr Bär! Zu Hause auf dem Sofa hat man doch keine Geselligkeit!

Bär: Oh jo, mich kumme alle mögliche Lück besöke. Neulich wor sojar dä Bundeskanzler da. Dä säht für mich: Sagen Sie mal, Herr Bär, was riecht das hier so komisch? Ich antworte: Herr Bundeskanzler, dat es ming Botz met dä angedrüggtte Bloody Mary vum Boris Becker.

Stillstand: Aber Herr Bär! Wenn Sie schon mal der Bundeskanzler zu Hause besuchen kommt, könnten Sie doch wenigstens die stinkende Hose wechseln!

Bär: Ach wat! Dä Bundeskanzler säht für mich: Stellen Sie sich mal vor, Herr Bär, neulich besucht mich der Boris Becker im Bundeskanzleramt, und ich frage, was

ist mit singem Fallschirm genau üvver der Berliner Bundeszentrale abjesprungen, und im freien Fall hätt dä Jeck noch mi'm Handy unten bei denen anjerufen. Ratet mal, wer hier kommt? Euer Mölli! Un dann is dä voll bei denen durch dat Dach jerauscht. Die waren jerade am Cocktailtrinken, bei denen jeht et ja immer wat vornehmer zu. Un wie dä Mölli bei denen durch et Dach rasselt und dann auf den Teppichboden plumpst, schmeisst dä ne Tisch mit Cocktailgläsern öm, alle Gläser voll met Eierlikör, un alles dä Westerstelle op die Botz... Der sah vielleicht aus!

Stillstand: Eierlikör? Bei der FDP?

Bär: Ija, wejen der gelben Farbe. Der Cocktail heißt „Glibbriger Guido“. Und jetz, wo dat Dach kapott is, han die ihr Notquartier om Campingplatz.

Stillstand: Und wenn demnächst bei Ihnen zu Hause das Telefon klingelt, und der Anrufer sagt: Huhu, Herr Bär, raten Sie mal wer da gleich durchs Dach gerasselt kommt?

Bär: Dann sag ich: Mölli, dreh met dingem Fallschirm noch en Ründchen en dä Warteschleife, ich muss erst de Gläser wegräumen.

Stillstand: Was mixen Sie sich denn immer so aus Ihrer Hausbar, wenn Sie es sich auf dem Sofa gemütlich machen?

Bär: Mein Lieblingscocktail is dä „Dach-

möchten Sie trinken? Da sagt der: Bloody Mary...

Stillstand: Wir ahnen schon, wie die Geschichte weitergeht...

Bär: Zu dä Bundeskanzler hätt och keiner jesaht, wenn se schon mal beim Bär zu Hause sind, könnten Sie vorher wenigstens die Hose wechseln, wo der Boris Becker neulich ein volles Glas Bloody Mary draufgekipp hat.

Stillstand: Mal was anderes: Alle Teilnehmer an dieser Ausgabe bleiben zu Hause am Telefon...

Bär: Wart' ens av, wenn dä Boris Becker anröf. Wat ich dä verzälle!

Stillstand: Da sind wir aber gespannt!

Bär: Ich sage, Boris, weißte, wer neulich bei mir ze Haus war? Dä Bundeskanzler! Un weißte, wat dä anhatte? Eine mit Bloody Mary vollgeleckerte Hose! Un weißte auch, wer dä Cocktail op de Botz jekipp hätt? Dat is dä Boris Becker bestimmp peinlich, wenn ich dat erwähne...

Stillstand: Na gut, aber wenn nun jemand anderer anruft? Zum Beispiel Franz Beckenbauer?

Bär: Dann sag ich: Ja, Franz, ist denn heut schon Weihnachten? Für die Werbung, die dä mäht, kritt dä bestimmp en Handy für lau. Da kann dä mich ruhig mal anrufen.

Stillstand: Wir haben gehört, der FDP-Bundesvorstand tagt zur Zeit auf dem Campingplatz...

Bär: Ija, dat is der Möllemann schuld. Dä

schaden“. Zu gleichen Teilen 54 prozentiger Rum, 45prozentiger Wodka, Whisky und Tequila. Nach einem Glas häste dat Jefühl, dä Möllemann kütt bei dir durch et Dach gerauscht.

Stillstand: Hm, hm... Haben Sie nicht noch ein harmloseres Rezept?

Bär: Ich han noch eine andere Cocktail kreiert, dä heißt „Schlofmötz“. Dat is zu gleichen Teilen „Glibbriger Guido“ un „Dachschaden“. Dat Janze wird aufgefällt met ener halve Fläsch Baldrian. Da sitze am Sofa un bist em Nu enjeschlofe.

Stillstand: Aber dann hören Sie ja gar nicht, wenn jemand anruft!

Bär: Dat is doch sowieso widder nur dä Franz Beckenbauer: Dä verzällt immer nur dä selve Stuss. Da versäumste nix un kanns in dä Zeit ruhig ein Nickerchen machen...

Stillstand: Also dann, Herr Bär, bis zum nächsten Mal!

Bär: Am besten ruft ihr vorher an, wenn ich wach bin. Im Tiefschlaf hör ich dat Telefon nämlich nit. Ich hab mir auf dat Handy als Klingelton nämlich ein Schnarchjeräusch runterjeladen. Immerwenn einer anröf, fängt dat Telefon an ze schnarchen.

Stillstand: Wir können ja auch den Möllemann mit dem Fallschirm vorbeischicken. Da werden Sie bestimmt wach!

Zu Hause bleiben in Otzenrath

Inge Broska

Otzenrath ist ein Abrißdorf. Es ist nahezu 1000 Jahre alt. Zum Nutzen einiger weniger wird eine alte Kulturlandschaft zerstört- seit fast 40 Jahren verschwanden uralte archaische Dörfer in der Region um Garzweiler. Dort entsteht das größte Loch Europas, welches sich anschickt mit den beiden anderen Tagebauen der Gegend zum größten Braunkohletagebauegebiet der Welt zu werden.

Der Wasserspiegel sinkt durch den Abbau unaufhörlich und zerstört bis in weiter entlegene Gebiete (Schwalm - Nettetal bis hin nach Holland) Landschaft und alte Bebauung, wie zB. Wasserschlösser und dergl. Die Umweltschäden sind katastrophal- ein Ende ist nicht abzusehen. Alle Proteste der verschiedenen Gruppen blieben erfolglos, denn mit Geld läßt sich alles kaufen. Inzwischen hat sich herausgestellt, was schon lange klar war: es geht nicht mehr um Arbeitsplätze, sondern um politische Machtinteressen und um reines Profitdenken des Tagebaubetreibers und einiger weniger, die noch immer daran verdienen. Mit 51 Jahren werden alle Mitarbeiter von Rheinbraun entlassen. Die größten Bagger der Welt sind vor unserer Tür zu bestaunen. Diese sind installiert und müssen sich amortisieren. Alternative werden zu wenig genutzt, verstauben in der Schublade. Das Dorf Otzenrath sorgte in den Medien hin und wieder für Schlagzeilen. Die „Weltöffentlichkeit“ wurde kurzfristig aufmerksam. ZZt. möchte ich am liebsten nur noch zu Hause bleiben. Nicht nur weil es bei den derzeitigen Temperaturen im Gehäuse urgemütlich ist, sondern weil man drinnen vergessen kann, daß um einen herum das ganze Dorf langsam verrottet. Mit genügend Proviant, entsteht für eine Weile die Illusion, „Draussen wie Drinnen“ wäre alles intakt. Waschmaschine, Heizung, Radio, Telefon, Comuter- alles funktioniert wie immer. Der Verkehr läuft reibungs- und lückenlos mit gleichmäßig zu hoher Geschwindigkeit an der Haustür vorbei. Das Verkehrsaufkommen hat sich sogar noch verstärkt. LKW´s bringen wochentags Baumaterialien in´s neue Dorf und Abbruchschutt aus unserem Dorf zum Verfüllen in die ausgekohlten großen Tagebaulöcher. An Feiertagen blüht der „Katastrophen-tourismus“.

Lade ich aus oder ein vor meiner Tür, werde ich oft bestaunt wie ei exotisches Wesen... da wohnt ja noch jemand... oder auch beschimpft, weil ich den Weg versperre. Das tue ich absichtlich. Wer ist den hier zu Hause- die oder ich? Es soll vorgekommen sein, daß in Abbruchdörfern, wie in unserem, noch bewohnte Häuser aus Versehen abgerissen wurden. Die Vorstellung, ich käme zB. von einer Vernissage aus Köln, oder vom Einkaufen mit vollen Plastiktüten nach Hause, will gerade meinen Kühlschrank einräumen und fände nur noch einen Schutthaufen vor, ist nicht besonders gemütlich. Von solchen Alpträumen wache ich nachts schweißgebadet auf. Wenn ich weggehe, lasse ich immer Radio und Licht an. Komme ich dann im Dunkeln nach Hause, brennt wenigstens bei mir- Licht. Kaum noch Autos stehen vor der Tür. 2/3 der Häuser in meiner Straße sind leer. Vor Ostern werden davon noch einmal die Hälfte wegziehen. Meine Freundin erzählte von ihrem Onkel, der

Alzheimer hat und gelegentlich von seinem neuen zu Hause „ausreißt“. Er fährt dann mit dem Fahrrad in´s alte Dorf und sitzt depremiert vor seinem ehemaligen Haus, bis ihn dort wieder jemand abholt.

Ein Nachbar, der sein Haus nur „mit den Füßen zuerst“ dh. im Sarg, verlassen wollte, legte mit 95 den Grundstein für ein neues Haus. Das erzählte mir seine Frau neulich fix und fertig, bei ihrer Geburtstagsfeier. Wenn früher im Dorf jemand starb wurde ein schwarzer Trauervor an der Haustür befestigt, damit alle Bescheid wußten. Ein sinniger Brauch, der inzwischen ausgestorben ist. Noch heute gruselt es mich vor seidigen schwarzen hängenden Stoffteilen in dieser Größe. Die Rolläden der verlassenen Häuser sind- wenn nicht zerstört, heruntergelassen, die Türen stehen zum Teil offen. Man kann vom Keller bis zum Speicher in das reinmarschieren, was vor noch nicht all zu langer Zeit ein Zuhause war. Nicht gerade einladend bes. im Dunkeln. Die Umsiedlervorschriften besagen, daß ein Haus „besenrein“ verlassen werden muß. Trotzdem gibt es dort immer noch viele Dinge zu finden und „abzustauben“. Sowohl aus den Häusern, aus den Containern als auch aus dem Abbruchschutt. Das wird, so lächerlich es ist, bestraft. Aber niemand läßt sich erwischen, ganz abgesehen davon, daß auch niemand da ist um aufzupassen.

Nur die von Rheinbraun erlaubte Abschraube- bzw. Abstaubemafia darf offiziell aus den Abbruchhäusern etwas entfernen. Denen gönne ich garnichts. Dann lieber den unverbeserlichen Rettern, Romantikern und Messies, zu denen ich auch gehöre. Ich habe in meinem Leben nur ein einziges neues Möbelstück gekauft. Übrigens erstaunlich, was Leute alles wegwerfen. Man könnte ganze Siedlungen davon komplett einrichten, was in den Häusern zurückbleibt bzw. auf Containern und Sperrmüll landet. Mit Geld kann man alles kaufen neues Haus, neue Möbel, neue Pflanzen, neues Spielzeug, manchmal sogar neue Haustiere (!).. usw., inclusive der Trauer um den Verlust des „alten“ Zuhauses und der hohen Kredite, die einen oft bis zum Lebensende überfordern. Und dennoch wird berichtet, daß Umsiedler bei der ersten Kirmes im „neuen“ Dorf zu vorgerückter Stunde wegen dem Verlust ihres Zuhauses bitterlich geweint haben.





Montag, frühmorgens

Monadentum oder mit Leibniz alleine zu Haus

Eine Betrachtung in eigener Sache von R.J.Kirsch

„Man hält die Heimat für den relativ permanenten, die Wohnung für den auswechselbaren, übersiedelbaren Standort. Das Gegenteil ist richtig: Man kann die Heimat auswechseln, oder keine haben, aber man muß immer, gleichgültig wo, wohnen. Die Pariser Clochards wohnen unter Brücken, die Zigeuner in Karawanen, die brasilianischen Landarbeiter in Hütten, und so entsetzlich es klingen mag, man wohnte in Auschwitz.“

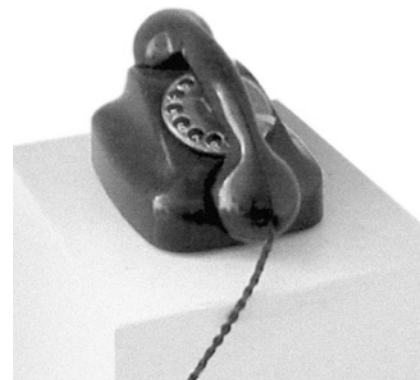
Vilém Flusser: Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie, 1992

Daheim

Die Suchmaschine Google gibt unter dem Begriff „gemütlich“ rund 73200 Einträge aus. Im Großteil der Internetangebote, die nun über den Suchbegriff zur Verfügung stehen, werden Hotels präsentiert. Das Bedürfnis dem potentiellen Besucher den Eindruck zu vermitteln, er fühle sich wie zu Hause ist ausgeprägt. Gäbe es für diesen, laut Reclams Etymologie ursprünglich von Goethe favorisierten Begriff eine englische Entsprechung, wären es wahrscheinlich über 1 Million Einträge. Obwohl die englische Sprache aber bekannterweise keinen Begriff für „Gemütlichkeit“ kennt, begegnet man im dortigen Sprachgebrauch dennoch einer ganzen Reihe von Wendungen, wie wir sie in dieser Form in der deutschen Sprache nun wieder nicht haben: „Home sweet home“, „My home is where my heart is“ oder „My home is my castle“ bringen eine Häuslichkeit zum Ausdruck, die die Wohnung zu einer Festung im Sturm der Zeiten werden läßt.

...und unterwegs

Migration, in ihren verschiedenen Ausformungen ist das genaue Gegenteil von Gemütlichkeit. Als internationaler Migrant gilt der, der seinen Wohnsitz für eine bestimmte Dauer, für unbestimmte Zeit oder für immer ins Ausland verlegt. Aufgrund der unterschiedlichen Erhebungsweisen lässt sich nicht genau angeben, wie viele internationale Migranten es derzeit gibt.



Der Künstler ist anwesend, Telefonperformance, KAOS-Galerie 1996

Im 20. Jahrhundert wanderte jedenfalls weltweit die bislang größte Zahl von Menschen. Gründe hierfür waren Flucht und Vertreibung oder staatlich erzwungenen Austausch, z.B. während der Oktoberrevolution von 1917 (1,5 Mio.), dem dritten Reich (6 Mio. Deportierte, 8,5 Mio. Zwangsarbeiter), durch die Folgen des 2. Weltkriegs (12 Mio. vertriebene Deutsche, 2 Mio. vertriebene Polen und Ukrainer), der Gründung Indiens und Pakistans 1947 (11 Mio. vertriebene Moslems und Hindus) oder der Gründung Israels (0,8 Mio. vertriebene Palästinenser). Macht zusammen über 40 Mio. Menschen. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts führten Kriege und gewaltsame politische Konflikte zu weiteren erheblichen Flüchtlingsströmen. Der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge (UNHCR) schätzt, dass es im Jahr 2001 15 Mio. internationale Flüchtlinge gab. Hinzu kamen zum selben Zeitpunkt 20-25 Mio. Binnenvertriebene.

Heimat und Vertreibung, Sesshaftigkeit und Nomadentum bestimmen von den frühesten Anfängen menschlicher Zivilisation den Rahmen, innerhalb dem sich das gesellschaftliche Leben entwickelt. In den letzten Jahrhunderten waren es vor allem Kriege und territoriale Neuordnungen, Vertreibung im Sinne ethnischer Säuberung, die Migrationen im großen Umfang hervorgerufen haben. Mit der Entfesselung der Produktivkräfte des Informationszeitalters entsteht aber ein weiteres Moment für die Entstehung von Migration:

„Bei der „Globalisierung“ als die sich der Neoliberalismus darstellt, geht es darum, den Arbeitsmarkt „über die Umgestaltung der Arbeitslosenversicherung, des gesetzlichen Mindestlohns und der Vorkehrungen zum Schutz der Arbeit zu lockern“, wie das Bulletin des Weltwährungsfonds harmlos formuliert (23.Mai 1994)...Diese „Angleichung“ versuchen Unternehmen auch durch die Beschäftigung von Arbeitenden zu erzielen, die gezwungen sind, unter den Durchschnittslöhnen zu arbeiten. Arbeitslose mit geringem Arbeitslosengeld, Arbeitende aus EU-Ländern (z.B. Großbritannien oder Portugal), in denen die Löhne und die Sozialleistungen schlechter sind als in der BRD und Österreich, Arbeitende aus osteuropäischen Ländern, die als Folge der rücksichtslosen Privatisierung zu Hause keine Perspektive mehr haben und zum Teil, ebenso wie Menschen aus ärmeren, nicht-europäischen Staaten illegalisiert und deshalb am billigsten zu haben sind.

Zur Aufhebung von Grenzen kommt also der Aufbruch aus der Sesshaftigkeit. Unter Sesshaftigkeit verzeichnet der Thesaurus von Bill Gates Microsoft Word 7 folgende Begriffe: Bewegungslosigkeit, Stillstand, Apathie, Lethargie, Passivität, Phlegma, Teilnahmslosigkeit, Trägheit. Das passt zum Bild des allseitig flexiblen, ständig die Orte wechselnden Managers.“

Nora Räthzel, Zebratl 4/99, „Der Traum von Europa“

Natürlich gibt es Arbeitsmigration bereits seit dem 19. Jahrhundert, aber es ist nicht zu leugnen, dass die Entwicklung des Computers als Produktionsmittel, sowie die Verschaltung der einzelnen Terminals zu Netzverbänden eine Neuordnung aller gesellschaftlich relevanten Bereiche, weltweit, von oben nach unten, von reich nach arm, bedingt.

Folge ist die permanente, immer lauter und eindringlicher werdende Forderung nach Flexibilität in Raum und Zeit. Gleichzeitig aber erlauben es die neuen Technologien in einem nie gekannten Ausmaß dem Einzelnen, zu Hause zu bleiben. Der Idee nach soll eines Tages so gut wie alles vom heimischen Computer via Internet zu erledigen sein. Unterhaltung, Bildung, Seelsorge, Gottesdienste sollen im Schoße einer elektronischen Community angeboten werden. Öffentlicher Raum versteht sich von hier aus nur noch als Komplement der eigenen Wohnung. Politische Willensäußerung und -bildung, Wahlgänge, Warenhausbesuche, die Nennung von Beispielen kann fortgesetzt werden, wie es auch die Apologeten der Netzkultur niemals unterlassen.

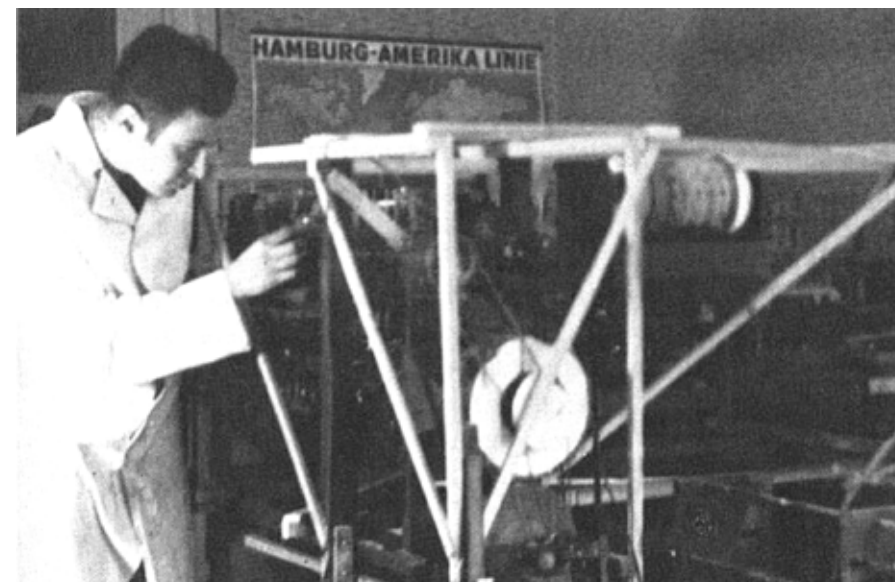
Digital-Nationalismus

Dabei ist die Erfindung des ersten tatsächlich funktionierenden Computers der Geschichte eine durchaus häusliche Angelegenheit gewesen:

„Natürlich verstand ich als mathematisch geschulter Mensch das Prinzip und das Vorhaben, ich war aber nicht in der Lage, zu verstehen, wie z. B. das Speicherwerk seiner utopischen Maschine funktionieren sollte. Was war nun meine Aufgabe? Nun, in der Hauptsache habe ich die Blechrelais für die erste Maschine, die heute unter der Bezeichnung „Z1“ in die Geschichte eingegangen ist, gebastelt. [...] Kuno zeichnete die Form exakt auf Papier. Ich klebte das Papier auf ein Sperrholzbrettchen, befestigte zwischen diesem und einem zweiten Brettchen, das unten lag, die Anzahl der nötigen Bleche, schraubte die zwei Brettchen mit Gewindeschrauben zusammen und sägte mit einer kleinen elektrischen Laubsäge die Form der Relais aus. Diese Relais fertigte ich zu Tausenden. Das war meine Hauptaufgabe. [...] Ich bin ehrlich genug zu sagen, daß ich blind arbeitete und nicht genau wußte, wie dieses Monstrum, das da entstand, einmal arbeiten sollte. Und trotzdem, war die Maschine einmal fertig, arbeitete sie unter heillosem Gerassel und gab die exakten Lösungen für komplizierte Aufgaben. Sie nahm fast das ganze Wohnzimmer ein. Sie war nicht mehr aus der Wohnung zu entfernen. Ich glaube, erst nach der Zerbombung des Hauses konnte diese erste Zuse-Universal-Rechenmaschine im Kriege ins Museum geschafft werden. (Andreas Grohmann)“

Die Zeit war reif und Zuse natürlich nicht der einzige, der auf dem Weg war. Der Engländer Alan Turing publizierte 2 Jahre zuvor bereits sein Werk *On Computable Numbers* und beschreibt darin eine Maschine, die nur aus einer bandförmigen Aufzeichnung und einem fiktivem Lesegerät besteht. Er behauptete, daß diese Maschine in ihrem theoretisch universellem Charakter in der Lage sei, komplette Programmiersprachen abzuarbeiten. Ähnlich wie schon Babbage, ebenfalls Engländer, 100 Jahre zuvor, blieb es jedoch weiterhin bei purer Theorie. Erst der entfesselte 2. Weltkrieg führte Turing in Blechley Park in die Praxis mechanischer Datenverarbeitung. Als Kryptologe war Turing bekannterweise beauftragt, den Enigma-Code der deutschen Wehrmacht zu entschlüsseln. Die nun entstandenen Maschinen

Konrad Zuse in seiner Berliner Wohnung, 1939



waren also Kriegsgeräte, die tickenden Entschlüsselungs-„Bomben“ als systematische Co-deumkehrer bessere Slot-Maschinen, der später entwickelte Colossus ebenfalls ursprünglich in erster Linie zur Entschlüsselung deutscher Codes entworfen.

Wenn Friedrich Kittler in seinen Schriften Computer als weiterentwickeltes amerikanisches Heeresgerät bezeichnet, bezieht er sich natürlich auf die ungeheure Produktivkraft kiegerischer Auseinandersetzungen. Aber der heutzutage unbestritten erste wirkliche, also frei programmierbare Computer von Zuse war eine zivile Rechenmaschine zur Vereinfachung baustatischer Berechnungen. Die Turing Maschine stellt zwar die universelle Konzeption dar, der Zuse in einem ersten Schritt, (ohne von ihr zu wissen) eine konkrete Umsetzung verlieh. Im Sinne der zivilen Utopie einer weltweiten Vernetzung sollte jedoch der zuseschen, als einer zu-hau-seschen Privatlösung der Vorrang gegeben werden. Nicht hatte der Weltkrieg den Zuserechner im kittlerschen Sinn möglich gemacht, sondern beinahe verhindert. Eine der wichtigsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts erfolgte ohne die Möglichkeiten einer konzentrierten Kriegslösgistik von Zuhause.

Das Zuhause war in Kriegszeiten die letzte Zuflucht. Im Schutz der Wohnung liess sich das Leben erträglich einrichten. Wie in allen totalitären Zeiten und Räumen spielte sich in den vierziger Jahren zu Hause eine Gegenöffentlichkeit ab, in der man sich Dinge erlaubte, die im Plan nicht vorgesehen waren, sei es dem britischen Rundfunk zu folgen oder eine Rechenmaschine aus Telefonrelais zusammenzubauen.

Ein anderer tat das, wofür man heutzutage eine Zwangsäumung riskiert: *„Ausgangsraum und Zentrum war das Atelierzimmer in der Wohnung in der Waldhausenstraße 5. Doch das Merzgebilde wucherte. Im letzten Zustand, bei der Emigration nach Norwegen, waren es acht Räume, die gemerzt waren, inklusive Ausguck auf dem Dach und verbautem Hohlraum unter dem Erdgeschoßbalkon.“* zit. nach www.merzbau.org

Kurt Schwitters richtete sein zu Hause auf sehr persönliche Weise eine und baute eine humanistische Kathedrale im Zimmerformat, das so mancher Messie vor Neid erblassen würde. Wie auch Zuses erster Rechner wurde der Merzbau im Bombenhagel vernichtet. Zu Hause bleiben ist bis heute aber für alle Gegenrechtler und Künstler in Zeiten knapper



links:
Der Merzbau, Kurt Schwitters
Hannover, Waldhausenstraße 5, 1933

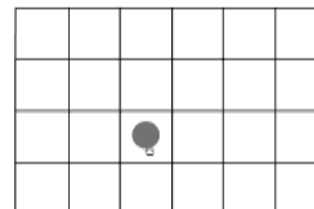
Toleranz das Mittel der Wahl geblieben. Erst unlängst lebt als letzter Schrei getarnt die Salonkultur wieder auf. Da wo die Kunst im Furor des wirtschaftlichen Kalküls ihren Platz nur noch in Firmenfoyers findet, bleibt man lieber unter sich.

Windows

Obwohl es nach dem Krieg allen Grund für baustatische Berechnungen gegeben haben muß, war Zuses Erfolg nur mäßig. Dabei er hatte die von Leibniz bereits 200 Jahre zuvor beschriebene „Dyadik“ aufgegriffen, jenes binäre System, das fortan die Computercodes bestimmt. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) konstruierte 1673 die Staffelwalzen-Rechenmaschine für alle vier Grundrechenarten. Neben seinen philosophischen Untersuchungen war er vor allem in der mathematischen und physikalischen Forschung einer der wichtigsten und umtriebigen Köpfe seiner Zeit. In seiner Monadologie vertrat er eine Universallehre der belebten und unbelebten Natur. Im Mittelpunkt stand der Begriff der fensterlosen Monade, die Vorstellung einer beseelten Einheit, die sich zu verschiedensten Konstellationen und Komplexitäten „zueinandergesellt“. Keine Substanz oder Bestimmung könne aus Monaden heraus oder in sie hinein wirken, und doch seien sie in „praestablierter Harmonie“ vereint von vorneherein:

§. 47. Also ist alleine Gott die allererste oder urständige Monade / von welcher alle erschaffene Monaden sind hervorgebracht worden; und diese werden / so zu reden / durch die ununterbrochenen Strahlen oder fulgurationes der Gottheit / nach Proportion der eigentümlichen Fähigkeit einer Kreatur / welche ihrem Wesen nach umschänkt ist / von einem Augenblick zum andern geboren.

Zuses Rechner waren ausgestattet mit dem eigens entwickelten Betriebssystem Plankalkül. Einen besseren Namen hätte sich auch der volkseigene Computerindustrie der DDR nicht ausdenken können, die ihre „Heimcomputer“ mangels Verbreitung noch in Kleincomputer umbauen musste. CAOS hieß hingegen ihr volkseigenes Betriebssystem. Siemens nannte es ORG, Apple SOS und Microsoft DOS. Seinen Siegeszug trat der Computer aber erst



links:
Der angeschlossene Mensch: „Dadalisator“,
Internet-Avatar, reaktive Web-Prothese, 2002,
unter: <http://www.dadalisator.com>

mit Windows an, jenem plagiierten Apple-GUI (Grafik User Interface) mit Zeigegerät.

Von nun an war die Monade nicht mehr fensterlos.

Homepages

Der Doppel-Horizont ist Spiel-, Handlungs-, Erlebnisraum. Ein vierdimensionaler Cyberspace als Grundlage für politischen Streit, Arbeit, Vergnügen, Lernen und Community. Das Problem des Interface-Designs wird eher zu einem der Innenarchitektur. Aller Rede vom Verschwinden des Menschen zum trotz, erhält er sich dennoch als Maß der Dinge, verschwindet allenfalls der Gutenbergianische Mensch. Die Punktwelt ist bewohnbar geworden, ein Habitat. Und wir teilen sie nicht nur miteinander, sondern auch mit kybernetischen Zeitgenossen. Turing hat uns eine Welt-Maschine beschert.

Die Turing Galaxis, Das Universal-Medium als Weltsimulation, Volker R. Grassmuck

5.938.340 Domains waren laut DENIC in Deutschland November 2002 gemeldet. 80 Prozent davon waren in der Hand von Privatpersonen. Der Bundesdurchschnitt liegt bei 43 Domains pro 1.000 Einwohner. Auch wenn die Internetbegeisterung in der letzten Zeit abgeflaut ist und die Möglichkeiten des Webs skeptischer beurteilt werden, hält der Trend an. Man ist online. Ähnlich wie schon bei der Elektrifizierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts geht von der Verkabelung eine Faszination aus, die über die konkret technische Notwendigkeiten hinaus tieferliegende Gründe haben muß. Online sein heißt Anschluß haben an ein symbolisches Versorgungssystem, dessen theoretische und in Zukunft auch praktische Totalität das Versprechen einer universellen Mater, Matrix liefert, im Schutz einer wie auch immer gesuchten und gefundenen Community zu existieren. „Suchen“ und „Finden“ werden hierbei zu Leitfunktion, die alle bisherigen Wirklichkeit konstituierenden Systeme außer Kraft setzen. Als Folge eines notwendig unabgeschlossenen Abnabelungsprozess, dessen Wunden wir alle mit uns tragen, liefert das Internet eine gigantische Ersatzplazenta, die den ursprünglichen Verlust unserer intra-uterinen Aufgehobenheit ein für alle mal von einer nach-plazentarischen in eine vor-planetarisches Existenz überführt. Der sloterdijksche Begriff des „Mit“, jenes verlorenen Begleitungs-Etwas (Plazenta) im Mutterleib wird hier endgültig rekonstruiert zum „Miteinander“, der „permanent community“ (PC), dessen Existenz Geborgenheit liefert, wo alle tradierten Verbindlichkeiten zerfasern. Ein gigantischer Anschlußzwang treibt immer mehr Menschen ins Netz.

Bed Spacer

Was von zuhause dabei übrigbleibt, ist von Fall zu Fall verschieden. „Zuhause bleiben“ ist nicht überall das gleiche. Raum und Wohnfläche, die einer einzelnen Person im Schnitt zustehen, variiert von Nord nach Süd, reich nach arm. In Kanada z.B. besitzt jede Person im Schnitt zwei Räume, in Pakistan müssen sich 4 Menschen einen Raum teilen. In Manila teilen sich die bed spacer sogar schichtweise den Schlafplatz. Trotz der teilweise prekären Situation für Menschen vor allem in der „dritten Welt“, apostuliert Paul Virilio den

Triumph einer neuen Sesshaftigkeit:

„Wenn das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert das Aufkommen des automobilen Vehikels erlebt haben, des dynamischen Schienen-, Straßen- und dann Luftfahrzeugs, dann scheint es tatsächlich so zu sein, als würde das Ende dieses Jahrhunderts mit der kurz bevorstehenden Durchsetzung des audiovisuellen Vehikels, des statischen Vehikels, einen Ersatz für unsere physischen Fortbewegungen und Verlängerungen der häuslichen Bewegungslosigkeit, eine letzte Veränderung ankündigen, die schließlich den Triumph der Sesshaftigkeit erleben wird, einer endgültigen Sesshaftigkeit diesmal.“

„Die Kontrolle naher oder ferner Umgebung führt unsere Gesellschaften also zur Verwirklichung eines letzten technologischen Gemisches, dessen ergonomischer Archetypus der Stuhl, dieser Thron wäre, der sich in ein Bett verwandelt, in eine Sänfte für Bettlägerige.“ Paul Virilio, Rasender Stillstand, 1997

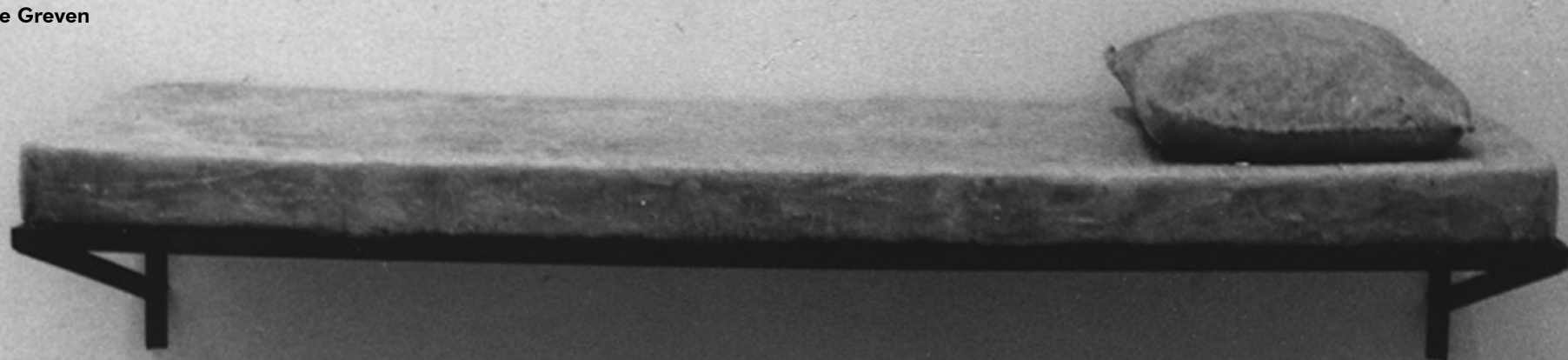
Das Bett als Komplement zum PC, als die Vorderseite des Interface, Fluchtpunkt zivilisatorischer Entwicklung ist in der Tat ein gemeinsamer Nenner der Menschheit. So wie aus unseren Träumen der Cyberspace erwächst, liegen wir in den wenigen Phasen zurechnungsfähiger Wachheit vor dem Spiegel unseres kollektiven Selbstentwurfes. Als Wiege, Ruhestätte, Ort allererster Privatheit, Pimperkuhle, Zeugungs-, Sterbe- und Krankenlager erfüllt es ohnehin die wichtigsten Funktionen unseres Lebens. Mit den eingangs von Flusser beschworenen Minimalforderung nach Wohnung kann sich selbst der ungeübte schnell und leicht unter jede Brücke schlagen. Wo ich mich befinde, wie ich unterwegs bin, ein Bett ist immer möglich. Als moderne Monade habe ich mit dieser Vision kein Problem. Und als stolzer Besitzer eines eigenen Schlafplatzes bin ich sogar in der Lage meine Wach- und Ruhephasen selber zu bestimmen. Ob daraus auch eine Heimat werden kann bleibt dahingestellt. Die Chancen, so wird behauptet, seien mit Hilfe moderner rechnergestützter Telekommunikation angeblich nicht schlecht. Leibniz sei Dank. Bleibt vielleicht nur noch zu klären, was aus den Leuten in Manila wird.

Kunstmachen vom Bett aus, Fotoroman, 1990



Zu Hause bleiben

Susanne Greven



Zuhause verlassen

Sommernotizen von Siglinde Kallnbach, Köln, August 2002

Seit Monaten leben wir mit den Beeinträchtigungen durch den Bau der Trasse für den neuen Hochgeschwindigkeitszug Köln - Paris. Eine Stunde Fahrzeit gewinnen von Köln nach Frankfurt/Main Reisende ; uns ließ man dafür mit einem erheblichen Verlust an Lebensqualität um und in unserem Zuhause bezahlen. Unsere Dachwohnung befindet sich – Luftlinie - in Höhe des Bahndamms, ständiger Baulärm dringt zu uns herüber. Auch nachts arbeitet man, im Flutlicht, und beleuchtet unser Schlafzimmer gleich mit.

Also das **Zuhause verlassen** - aus Protest nicht mit der Bahn, sondern mit dem Flugzeug. Der erste Schock gleich, als wir an unserem Reiseziel ankommen: Eine Riesenbaustelle direkt vorm Hotel. Unser Flehen wird erhört und wir bekommen ein Zimmer nach hinten zum Innenhof hin. Im Innenhof wächst ein schöner, großer Baum fast bis zum letzten Stockwerk hinauf. Er strotzt vor Kraft, füllt fast den ganzen Innenhof aus.

Wir bemerken, dass auch im Hotel gebaut wird: Wir steigen über Fußfallen in Form verschmierter Abdecktücher, die lose auf den glatten Steintreppenstufen liegen, bemüht, nicht an die frische Farbe der Wände zu stoßen oder von oben Farbtropfen abzubekommen. Dort, im Treppenhaus, ein Stockwerk drüber, malert ein junger Mann vor sich hin. Er scheint es zu mögen, wenn es richtig spritzt und er scheint auch sehr gründlich zu sein: In den Tagen, die wir im Hotel verbringen, kommt er nur einige wenige Quadratmeter voran.

Wir entfliehen dem Hotel und genießen Wien. Die Stadt zeigt sich von ihrer besten Seite - genau so, wie wir es uns gewünscht hatten: Wir bummeln über den Naschmarkt, sitzen im Straßencafe bei herrlich schönem Wetter. Viele kleine Stände mit Köstlichkeiten laden vor dem Rathaus ein, wo wir, im Umfeld der Großprojektion, einen wunderschönen Abend verbringen. Von diesem unbeschwerten Urlaubstag sollten wir noch lange zehren.

Am nächsten Morgen regnet es in Strömen, und auch am nächsten und am übernächsten – und es hört bis zu dem Tag, an dem wir abreisen, nicht mehr auf. Der einzige Vorteil ist, dass die Nässe den Staub der Baustelle bindet und dadurch die Luft vorm Hotel besser geworden ist. In den Straßen hastende Menschen, ein Meer von Regenschirmen – das Flair von „Open Air“ und „Wiener Gemütlichkeit“ ist dahin. Die Sintflut sei angebrochen, heißt es, Bedrohlichkeit wird spürbar.

Wir versuchen trotzdem weiter unser Glück – und zwar in Innenräumen. Wir sehen uns im Museumsquartier und in anderen Museen um. Sehr lange bleiben wir im Jüdischen Museum, das uns sehr beeindruckt, besonders dessen aktuelle Ausstellung „Vom Großvater vertrieben, vom Enkel erforscht? Zivildienst in New York“. Und, während draußen der Regen eintönig niederprasselt, sitzen wir in den berühmten Wiener Cafehäusern, wo zum Kaffeetrinken

das Zeitungslesen mit dazugehört. Alle Titelseiten widmen sich der „Jahrhunderflut“ oder „Sintflut“, zeigen dramatische Rettungsaktionen und verzweifelte Menschen. Die Schaumschnitte im Cafe Diglas, auf die man sich ein Jahr lang – seit dem letzten Wienbesuch – so sehr gefreut hat, will nicht so recht schmecken. Zu erschreckend sind die Nachrichten über die nahe Flutkatastrophe. Ein komisches Gefühl beschleicht uns, hier - im Trockenen - zu sitzen, und täglich von neuen Schreckensmeldungen zu lesen. Die Beklemmung lässt ein wenig nach dadurch, dass man von der Solidaritätswelle erfährt, vom Einsatz unermüthlicher Helfer vor Ort bis hin zu den Kellnern vom Hotel Sacher Wien, die ihre Trinkgelder für die Hochwasseropfer spenden.

120 km von Wien entfernt verlieren Menschen ihr Zuhause und alles, was sie besitzen. Heute ist die Donauinsel, die wir gestern noch besuchten, schon zum Teil überflutet. In einer Zeitung sehe ich ein Foto, dass ein Stadtschild von Wien zeigt - zur Hälfte im Wasser versunken. Noch einmal Glück gehabt bzw. Wien ist für den Ernstfall bestens vorbereitet. Die Donauinsel, so erklärt uns ein Taxifahrer, gehört zum gut ausgeklügelten System, die Donau abfließen zu lassen.

Wir lesen über die Überschwemmungen zuhause in Deutschland, in Prag ...

Wir wissen, dass wir, hätten wir den Zug genommen, nun festsäßen und nicht zurück nach Hause fahren könnten. Die Bahngleise der Strecke nach Deutschland stehen bei Salzburg unter Wasser.

In der letzten Nacht erfahren wir noch Einiges über unsere neuen Zimmernachbarn. Der eine der beiden Chinesen wird so gegen halb drei besonders mitteilhaft. Lautstark und etwas theatralisch scheint er eine ausführliche Lebensbeichte abzulegen oder übersetzt er seinem Mitbewohner das Wiener Telefonbuch? Irgendwann wird sein Vortrag jäh beendet, weil jemand im Gang eine Türe aufreißt und „Ruhe, verdammt noch mal!“ brüllt.

Hörbar bleibt das uns inzwischen bestens bekannte Geräusch von fallenden Regentropfen auf das Blätterdach des großen Baumes im Hof.

Am Morgen ein letzter Blick aus dem Fenster in den Innenhof: Tauben sitzen, wie in den Tagen zuvor auch, auf Zierleisten und Mauerwerkvorsprüngen. Eng an die Wand gedrückt suchen sie Schutz vor dem Regen. Nur dem Baum scheint so viel Regen zu bekommen. Er wirkt noch stärker, so, als wollte er bald den Gebäudekomplex sprengen, der ihn wie ein Gefängnis im engen Karree umschließt.

Eine Nacht später kein Regen und noch fast 25 Grad. An unsere Ohren dringen die alten Köln-Ehrenfelder-Bahnhof-Baustellen-Geräusche. Es trötet und hupt und dann wieder das Gerät, das sich so ähnlich anhört wie ein Presslufthammer. Auch die Festbeleuchtung auf der Köln-Ehrenfelder-Bahnhofsbaustelle ist wieder eingeschaltet; an Schlaf nicht zu denken. Ich stehe wieder auf, setze mich an den Computer und schreibe die „Außer-Haus-Geschichte“ für den „Stillstand“ auf.



TROCKENÜBUNG

KUNST

KUNST SCHLIESST RÄUME AUF

Marianne Tralau, Sockenklavier, 2002

Sieben Tage Sternenküche auf dem Jakobsweg

Hans-Werner Bott

Am Nulltag, am Tag mit Null Kribbeln auf der Rinde, am Tag von schwerem Schlauch, am matten Tag: da gab es Schaum von der Muschel, von der Meeresmuschel, getrüffelten Schaum und bonito carpaccio, das ist Carpaccio von der Muschel St. Benoit, in der süßen festen, glasigen Zuckerkruste mit einem schweren sämigen Balsamicoessig. An den Tischen saßen auf ihren Inseln: Einsame, behutsam Verpackte, glücklich Leckende, Nippende, Suppende, Kauende, in den Tanz der fliegenden Kellnerbeine Verliebte.

1. Tag: Landstrasse zwischen Fanjeaux und Mirepoix, vom Departement Aude in 's Departement Ariège. Stop. Links ist eine Kapelle, ein Hinweisschild zeigt auf einen Gasthof: Auberge du Balestié. Das Schild zur Kapelle heißt : MALEGOUDE. Huh! Starkes Wort, das heißt vielleicht SCHLECHTER FÜHRER oder BÖSER WEG oder was? Aber das ist ein ORT, sehe ich, Kapelle und Gasthof blicken sich an und das Kirchlein ist schmuck, schlicht und stark, Segen der Wanderroute, dem Jakobsweg. Der Gasthof stellt die Wirtin beim Fensterputzen vor. Über der Kuppe hinterm Hof (Pferde zum Wechseln): ein See. „Darf ich schauen?“ „Aber ja!“ ein Gewässer, totes Gehölz in der Mitte, ein Reservat, Sumpfvögel darauf, Reiher. Da will ich heute Abend sitzen und essen und das Dunkel abwarten.

Zurück zu meinem Oustal de Caulet. Über Moulin Neuf. („Hätte ich meine Reuse bloß mit: ein schlanker Aal, frisch die Haut gezogen über den lebendigen Muskel und in den Rauch gehängt zur Nacht) Ich schlafe also unter der Milchstrasse. Genau auf dem Jakobsweg. Was brauche ich suchen? Ich habe ihn schon.

Mein Oustal ist der ehemalige Reitstall samt Wohnung zum ehemaligen Chateaux gehörend. Das schließlich Gurus besaßen. Nachdem der Schlossguru pleite war, ließ er sich als Reitstallguru rosa Fliesen legen. Auf denen laufe ich heute als zahlender Gast. Hinterm Zaun der Terrasse ein riesiges graues trauerndes Sonnenblumenfeld. Schwarze morsche Köpfe hängen und scheinen dürr und bocksbeinig wie sie sind auf Regen zu warten, damit sie endlich in nassen schwarzen Fäden und Klumpen zu Boden sinken. uuuuuuaahhhh schöner Schauer.

Im Auberge du Balestié das Menu de Chef: „oh Kuh. deine Kraft aus der Sprache, die die Sterne in mir offenbaren“ ...zeige dich mir in diesem Cassoulet: da sind zweierlei, dreierlei Würste, eine innen schleimig roh, scheint alles vom Schwein zu sein, Eine fette Schwarte, noch eine, noch eine zu später Stunde, die dicken Bohnen lasse ich auch und was ist da? Ein Gänsebein! Her damit! Er meint es gut mit mir der Herbergsvater. Sind denn die Winde schneidend draußen? Und erhielt ich den Tag über nichts zu beißen? Der gute Mann, mir ist doch warm. Die Sichel des Mondes schmückt ein schöner Stern. Nun ist der See stumm, nein, ein Vogel klagt. Ich breche auf um mit meinen Sieben-schläfern das Stroh unterm

Dachgebälk zu teilen.

2.Tag: Um die Mittagszeit gehe ich über den Montsegur. Auf dem Weg des Guten Menschen gelingt es mir eine Ente zum Absturz zu bringen. „Aus der Ordnungsmacht des Kreuzes austreten...vom Kreuz zur Rose“ „... Zur Windrose“...zum Wind, der das Feuer anfacht. In den Schwaden messe ich die Luft bis zum Rolandstein. Ich rupfe und flämme den Vogel und vergrabe ihn in der heißen Asche. Heißhungrig verzehre ich das nasse halbgare Fleisch.

3.Tag: Die Sonnenblumenfelder stehen schwarz und verdorrt. Der September ist heiß. Vor der Mittagshitze rettet mich das Kloster St. Hilaire. Vom Bruder Schweineschlachter gibt es hier ein Ragout mit saurer Lunge. Ich darf es im Kerker essen. Der ist leer und kühl. Verwundert betrachte ich den Mönch, der es aufischt. Ist es ein Weib oder ein Knabe? Dem Küchenmeister schmeckt der Wein. Er blickt mich belustigt an.

Am Nachmittag raste ich stehend an einer Scheunenwand. Schwere süße Feigen fallen mir in die Hände. Ich stehe zwischen Mauer und Zypressen, die Feigen wachsen aus einem Gebüsch. Ich atme tief ein und rieche ihren schweren Duft. Ich stehe dort und sehe unter einer Platane einen Kerl die Maultrommel schlagen. Er ist in sich gekehrt und darum spreche ich ihn nicht an.

Abends suche ich Wasser und finde einen Brunnen zwischen abgemähten Feldern. Ich ruhe auf seinen Stufen. Ich kann nicht vom Angesicht des Wassers lassen und schaue bis spät in die Nacht, wie sich der Himmel darin spiegelt. So schlafe ich ein.

4.Tag: In der nächsten Nacht begegnet mir zweimal ein junger, verlorener Hund im Wald von Cailhac. Er schnuppert. Ich bin nicht gemeint. Er drängt sich nicht auf. Zitternd verbrachte ich diesen Tag unter den Alleen. Tagsüber leuchten sie, nachts sind es Tunnel, die ich in ihrer Schwärze und Enge als bedrohlich empfinde. Zudem verliere ich meinen Richtungssinn darin. Und ich weiß nicht, ob ich nun wach träume oder ob ich schlafe und meinen Weg träume. Luzide Träume?

Bilder drängen in den Sinn, der Schatten eines großen Fisches. War es der Stör, den ich vor Tagen im Teich einer Gartenanlage sah oder war es ein Film- Hai oder ist es gar ein Leviathan-Wesen, das sich in mir aus allen bekannten und verschlungenen Ängsten und Schrecken formt ?

Ich verlasse die Alleen und lege mich unter eine kleine Gruppe von Zypressen, deren eine zur Hälfte zersplittert ist. Das Werk, das der Sturm Lothar im Jahre 1998 vollbrachte.

5. Tag: ich bleibe zwischen den Traubenfeldern und nasche von den süßen weißen Trauben und lungere in der Sonnenwärme. Kein Fortkommen. Ich spähe nach den Pflückerinnen in den Feldern. Und sehe keine die schwarz ist und feingliedrig und eine Dschellebah trägt. Stattdessen stämmigen blonde Frauen in Gummistiefeln. So trolle ich mich wieder und gehe im Wald weiter.

6. Tag: Fisch gibt es in der Stadt. Die mit der Zitadelle. Carcassonne. Hinauf zur mächtigen Burgbefestigung vom Weg ab übers Gestein an die hellen Ecken der langen Mauern. Ohne dass ich wusste, dass darinnen, in den Mauern, sich die Balken biegen unter dem

Gestempe der Touristen, der deutschen Fallschirmjäger, die wohl hier im kriegerischen Süden lernen, vielleicht von den Marineinfanteristen von Carcassonne oder sogar von den Fremdenlegionären aus Perpignan, streune ich mit anderen zögernden oder Weithimmelsüchtigen oder Mauer liebenden vor der Burg: ein Junge aus Japan, der seinen Fotoapparat bei roter Abendkörnung benutzen will, eine Lesende weiter unterhalb am Burghang. Ein koreanischer (!)Pilger fragt mich nach dem Weg zur Abbaye de Notre Dame. Wir fragen dort zusammen nach Beköstigung. Kleine gesalzene Fische gibt es für uns. Runzlige Brote und ein Krug Wasser. Auf den Fischen kaue ich noch lange rum und meinen Gaumen wässre ich an jedem Brunnen. Ich verlasse die Stadt und steige mehr und mehr bergan und der Gipfel des Canigou rückt näher. Das Wasser wird wohlschmeckender mit dem Anstieg und ist schließlich Heilwasser, das zu schöpfen die Leute von weither anreisen. Sah sogar Gläubige vor einer Kirche, die sich rühmt, dass in ihr Heiliges Wasser aus einem Sarkophag quillt. Arles-sur-Tech

7. Tag: In der Nacht schlafe ich im alten Laub zwischen Buchen- und Ulmenwald. Der Wald ist in dieser Höhe unberührt, wild und dicht. Die Pilger stehen in den heftigen Wildbächen und greifen Forellen mit den Händen. Viele kleine Feuerstellen. Doch bleiben die Reisenden für sich und Gespräche sind selten und klingen entfernt und auch ich halte mich abseits. Dann ist die Höhe kahl und ich weiche zurück. Mag nicht weiter. Die Nacht in Perpignan. In Perpignan gibt es zahllose Konvents, Klöster und religiöse Gemeinschaften wie die Capuains, les Chanoinesses de Saint-Saveur, les Clarisses, les Cordeliess, les Dominicains, les Franciscains, les Jésuites, les Merceclaires, les Minimes, les religieuses bénédictines de Sainte-Marie Madeleine, les sœurs de l'Eula. Wenn ich mich dort aufhielte über die Wintermonate, und fleissig die Bücher studierte, dann würde ich wohl zur Abendstunde auf die Bahnhofstrasse rennen.

Das Mysterium, das sich Dali im Bahnhof von Perpignan offenbarte : die Erscheinung von subtilem und äußerst subtilem Körper (oder das er erfand auf seinem Gemälde) finde ich nicht. Ich erkenne den Bahnhof nicht. Aber ich trage seinen Bahnhof in mir. Doch dieser Ort, der der Bahnhof jetzt ist (mit einer unglaublichen Schlange von dösenden Menschen am Zeitungskiosk) und die Strasse, die von dort in die Stadt führt, läuft vor Leben über. Die Frauen sind grün, gelb, violett gefärbt und die Männer sind mit Tatoos, Zöpfen und Ringen geschmückt. Ich sitze vorm STAR KEBAB. Der Himmel glüht und leuchtet türkis aus seinen Gründen. Die Vogelschwärme schreien laut auf und endlich leuchtet nur noch das Neon an den Buden und offenen Kneipen und überm Bahnhofportal.

Eintritt zur Rückfahrt.

Mein Zuhause

Holunda

Meine Damen + Herren, in Friedenszeiten liebe ich mein Zuhause. Ich bin Künstlerin, das heißt, Träumen ist mein Beruf. Und ein gemütlicher, körperlicher Zustand ist die wärmste Unterlage, ein fruchtbarer Boden für skurrile Blüten. Ein sicherer Flughafen die beste Basisstation für Höhenflüge inklusive halsbrecherischer Loopings. Ein Publikum mit leuchtenden Augen der weichste Teppich, so dass ich jubelnd ein Salto auf dem Hochseil wagen kann. Ein Bücherregal ist genug Rückendeckung für revolutionäre Schriften: Die alten Kollegen protestieren nicht. Träumen ist mein Beruf. Dafür brauche ich viel Zeit.

Meine Arbeit: persönliche Erlebnisse umwandeln in Weltformat, um sie dann anschließend in eine menschenverträgliche+einigermaßen verständliche Ausdrucksform zurückzustauen. Das Ganze geschieht mit bildhaftem Denken.

Imagination: Das Aufbrechen einer stinkenden Frucht, zu ihrem Kern vordringen + ihn mit erfundener Zauberei zum Leuchten bringen.

Meine Damen+Herren, in Kriegszeiten hasse ich mein Zuhause. Unglücklicherweise gerate ich aus reinem action-Interesse täglich in Kriegssituationen. Ein aufregendes Leben produziert VIEL Erlebnis-Material, aus dem ich Kunst produzieren kann. Allein der Kampf um Zeit für mein erwünschtes traumseliges Dasein ist Krieg. Täglich.

Meine Damen+Herren, notwendigerweise muss ich immer kämpfen, immer Krieg führen, Menschen morden + über ihre Leichen gehen, um meine Kunstarbeit lebendig zu halten. Nebenbei versuche ich auch die Welt nach meinem Geschmack zu verändern. Gleichfalls auf eine sehr dramatische Art. Das aufregende Leben bewirkt in guten Zeiten explosive Kraft, die mich zum Performance-machen treibt. In schlechten Zeiten bewirkt es ein Boykott nach außen + ein Blümchenpflanzen nach innen. Dann entstehen Gedichte+lieblich-lustige Zeichnungen.

Sie sehen, meine Damen+Herren, mein Seelenfrieden, mit dem ich schreibe + zeichne, ist künstlich, aber echt. Natürliche Friedenszeiten gibt es nicht. In meinen künstlichen Friedenszeiten liebe ich mein Zuhause. Wenn ein Kunstwerk vollendet ist, muss ich zurückgehen. Die Leichen aufsammeln + sie wieder zum Leben erwecken. Die Verletzten trösten, ihnen die Füße waschen etc. Das mache ich gern, mit meinem Kunstwerk im Rucksack.



Boris Nieslony

Freitag, spätnachmittags

Warum mein Süßer am Sonntag nicht mehr mit mir wählen gehen, sondern zu Hause bleiben will.

In einer Volksherrschaft (Demokratie) bekommen die Bürger vom Staat die Erlaubnis spendiert, aus einer Auswahl machtgeiler Figuren, zu entscheiden, welchem sie davon gehorchen wollen und dann auch müssen.



Beim einsamen Fabrizieren von Kreuzen - bekanntlich das Zeichen für Analphabetentum - dürfen und wollen die Bürger für eine geregelte Machtergreifung sorgen, die auf eine kontinuierliche Machtausübung hinausläuft. Wenn fortwährend über die Bürger regiert wird, dann stellen sie das selber alle 4 Jahre sicher. Eine Abwahl der Führung ändert nichts daran. Die neu gewählte Mannschaft steht bereit, um die Macht weiterhin auszuüben und die Staatsgeschäfte (und nicht die Wunschlisten von Wählern) voranzubringen. Insofern lohnt sich für die Staatsmacht der enorme Aufwand, Wahlen zu veranstalten. In fertigen Demokratien sind Wahlen die Garantie für stabile Verhältnisse. Die Wähler wurden längst zu folgsamen Untertanen herangezogen, die sich einbilden sollen, ihr Wahlrecht wäre eine kostbare Errungenschaft für sie, ein Privileg, das sie dem Staat mal abgetrotzt hätten. In Wirklichkeit sind sie als Stimmvieh dafür vorgesehen, der Staatsmacht freie Hand beim Regieren zu verschaffen. Mehr ist gesetzlich nicht erlaubt und diesen Dienst wollen sich Wähler in ordentlichen Demokratien nicht nehmen lassen.

Das heißt, die Bürger, die wählen gehen, sollen und wollen über sich eine legitime, nationale Führung mit unbegrenzter Freiheit zum Herrschen etablieren. Durch einen angekreuzten Wahlzettel drücken sie den Wunsch danach aus, ordentlich regiert zu werden und beschweren sich, wenn sie schlecht regiert werden. Von Schlappschwänzen etwa, die es an Führungsstärke mangeln lassen. Ein Führer muß sich rücksichtslos gegen andere durchsetzen können und wenn es die Wähler selbst sind. Ein weites Feld bieten Kriminalität und Terrorismus. Führungskandidaten überbieten sich regelmäßig gegenseitig in Gewaltvorhaben. Das beweist ihre Führungsstärke. Wonach soll man auch sonst Führung beurteilen, wenn nicht nach Kriterien der Führung, wie Durchsetzungsfähigkeit mit aller Macht.

An die Opfer hat sich alle Welt gewöhnt. Führung selbst wird dabei nie in Frage gestellt. Einer gewählten nationalen Obrigkeit wollen sich die Wähler anvertrauen und gehorchen. Da kommt auch schon mal - demokratisch korrekt - sowohl ein Hitler raus, der befiehlt und alle folgen, als auch ein Kanzler, dessen Machtworte zählen. Beide benutzen das gleiche, bewährte Verfahren zur Machtergreifung. Dem wird die Macht übergeben, der die meisten Kreuze auf sich vereinigt. Das schlichte Auszählen von Kreuzen führt zu einer stinknormal funktionierenden Herrschaft, wobei ein oben, Regierung, und ein unten, Volk, gar nicht erst hergestellt zu werden braucht, sondern schon vorausgesetzt ist, weil das längst als ein

Produkt von Gewalt zustande kam.

Das Auszählen regelt einzig und allein nur die Personalfrage, alles andere am Machtapparat, wie Militär, Polizei und Justiz gibt es längst. Was Machthaber außerdem so brauchen, Ministerien, Steuerwesen usw. ist alles vorhanden und das zu betreuende Wirtschaftssystem, der Kapitalismus, aus dem der Rechtsstaat sich finanziert, ebenfalls. Davon steht nichts zur Wahl. Weder können Bürger per Wahl ein anderes Wirtschaftssystem einführen, noch die Bundeswehr abwählen, die Renten erhöhen oder den Schulzwang abschaffen.

Nicht nur die durch Auszählen hergestellte Führung genießt allerhöchste Anerkennung, sondern gleich die ganze damit verbundene Herrschaftsform bekommt unter dem Namen Volksherrschaft (Demokratie) einen Höchstwert zugesprochen. Im selbsternannten oder höherem Auftrag traktieren sich Untertanen und Staaten gegenseitig, ob alle Institutionen das Gütesiegel *demokratisch* beanspruchen können. Da gibt es viel zu prüfen und zu beaufsichtigen. Staaten, die es unterlassen sich ihre Führer ohne konkurrierende Parteien von Untertanen wählen zu lassen, sehen sich von der Weltmacht und obersten Hüter westlicher Werte dem Vorwurf ausgesetzt, nicht ordentlich zu regieren. Zu diesen Schurken will niemand gehören, es könnte sein gewaltsames Ende bedeuten. Und so wird rund um den Globus unablässig gewählt, selbst dort wo die Bewohner im Elend versinken und Wahlen ihre Lage garantiert nicht bessert. Woran sich ablesen läßt, daß Wahlen gar nicht dazu da sind, ein besseres Leben zu bewirken. Den Untertanen geht es nach Wahlen genauso schlecht wie vorher. Wahlen sollen für stabile Verhältnisse sorgen, genehme Parteien und genehme Führer hervorbringen. In Kuba und im Irak nützen Wahlen nichts, weil dort falsche Führer das sagen haben, die entmachtet gehören. Die Staatenwelt hat sich unter Aufsicht der USA in eine vorgeschriebene Weltordnung zu fügen. Europa, allen voran Deutschland, sieht sich beim eigenen Weltordnen zurückgestuft.

Der Nimbus, der dem Begriff Demokratie anhaftet, verflüchtigt sich etwas, wenn die Übersetzung Volksherrschaft benutzt wird. Wie soll ein Volk über sich selbst herrschen können? Anscheinend dient der Begriff Volksherrschaft als Ehrentitel, um die Vorstellung zu fördern, es sei Volkes Wille, wenn zum Beispiel in Kabul endlich die richtige Ordnung einzieht oder der Kanzler dafür sorgt, daß es den Arbeitslosen noch schlechter geht, damit es dem Standort Deutschland besser geht.

Wie die gewählte Führung selbst, so ist das, was sie vorhat und beschließt ebenso unwiderruflich und von höchster Güte. Totalitarismus müßte man dazu sagen. Ob eingesperrt, abgehört, die Atombombe verbessert, Sozialhilfe gesenkt, Krieg angezettelt, die Steuer erhöht, abgeschoben oder eine Autobahn gebaut wird. Der legitime Staat, das soll man an ihm schätzen und ihm danken, setzt das, was er sich vornimmt, in Gesetze um, und sein Gewaltmonopol bietet die Gewähr dafür. Im Recht, Gesetze zu erlassen, und mit der dazugehörigen nötigen Gewalt sie durchzusetzen, besitzt die gewählte Staatsmacht ein un-



anfechtbares Mittel, die Lebensumstände von Millionen nach eigenem Interesse in erlaubt und verboten zu scheiden. An dem Entschluß der Deutschen Führung seine uniformierten Untertanen weltweit am Mitschießen zu beteiligen, braucht nur der passende Gesetzesbeschluß zu folgen. So kommt Ordnung auf die Welt. Ohne auf Widerstand zu stoßen, gelingt es einer legitimen Macht ihre Untertanen zu verarmen oder im Krieg zu verheizen. Denn zu Recht berufen sich die Machthaber auf den Untertan in Gestalt des Wählers, in dessen berühmten Auftrag sie tätig wurden. Ohne Wählerauftrag wären die gleichen Vorhaben glatte Willkür gewesen. Denn der Wähler hat mit seinem Kreuz alles unterschrieben, was hinterher mit ihm angestellt wird. Dafür bekommt er die Auszeichnung mündig verliehen, andernfalls, wenn falsche Führer herauskommen, war er noch nicht reif genug.

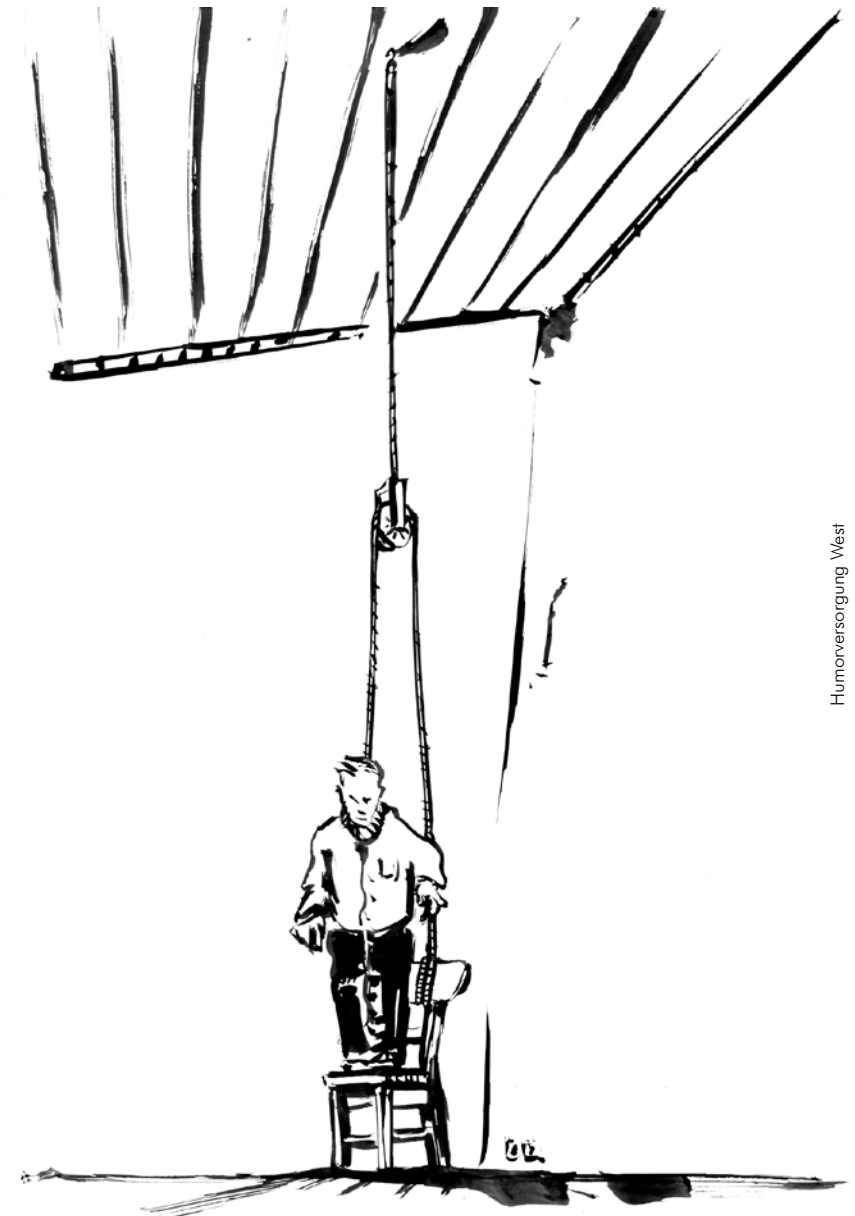
Das Kreuz erschlägt im Rechtsstaat jedes Argument. Dem Inhalt nach ist es ein pures Ja-Wort in die Verhältnisse. Was eine gewöhnliche Herrschaft an Opfern fabriziert, das gleiche schafft eine demokratische Herrschaft noch mit Einwilligung der Opfer.

Das alles folgt aus der einzigen Entscheidung, die Bürger treffen dürfen: Wer soll unser Führer sein?

Die andere Frage aber, was die Wähler von diesem Gratisdienst haben, taucht nicht auf. Nirgends kann am Wahltag die Forderung nach einem gesicherten Auskommen oder nach genießbaren Lebensmitteln angekreuzt werden. Interessen dieser Art, die den Untertanen wirklich auf den Nägeln brennen sind abwegig. Stattdessen soll sich das kreuzberechtigte Volk Probleme machen, wie der Haushalt zu sanieren ist und der Standort Deutschland andere übertrumpfen kann. In allen Fällen ist Deutschland das Sorgeobjekt.



Heimsport



Wäre ich zu Hause geblieben

Ruth Knecht

warf die Einladungen, sammelte die Arbeiten in Köln ein und verwandelte das Haus in eine Galerie. Es machte mir viel Spaß, die große Kunst zu Hause zu haben und die Diskussionen mit den Einheimischen auch. Besonders beeindruckend war Rolf Hintereckers Objekt, das er extra gebracht und vor Ort installiert hatte. Er war der erste Kölner Künstler bei mir zu Hause. Das Fernsehen rief an und machte einen kurzen Beitrag in einer Kultursendung. Daraufhin berichtete auch die Südwestpresse, die das Ganze als unwichtig abgetan hatte. Später zeigte ich die Arbeiten in der Ultimate Akademie mit einem handgemachten Katalog und einer Dokumentation der Ereignisse. 1995 startete ich ein zweites Köln-Asch-Projekt. Ich hatte aus den Transportproblemen gelernt, machte selbst immer kleinere Arbeiten und betrieb immer noch viel internationale mail-art, wobei ich am Tausch von Originalen besonders interessiert war. So wählte ich diesmal das Thema „klein und fein“. Ich räumte ein Zimmerchen leer, das ich schon öfter für Ausstellungszwecke benutzt hatte, hingte die kleinen Arbeiten aus Köln und aller Welt feinsäuberlich auf und fotografierte sie. Ich verkleinerte dadurch die kleine Ausstellung im kleinen Zimmer des kleinen Dorfes und machte einen winzigen Katalog. Nicht nur für Asch und Umgebung war's ein Ereignis, Martin Blättner gefiel die Idee so gut, dass er das Kunstforum bat, darüber schreiben zu dürfen. So reiste er extra von Nürnberg an, schaute sich alles an, nahm Fotos mit und schrieb: „...Was bei dieser nichtkonformen Künstlerschar nicht zusammenwächst, hält der dadaistische Witz wie eine Klammer in diesem ganz normalen Wohnzimmer zusammen. Die Briefmarke von R.J. Kirsch wird sicher nie von der Deutschen Bundespost akzeptiert werden: Das Ereignis "10 Milliarden Jahre Urknall" hätte längst gewürdigt werden müssen. In Asch hallt er noch nach...“(Kunstforum Bd. 131). Auch diesmal war die Ausstellung in der Ultimate Akademie zu sehen, kurz nach Al Hansens Tod, der mit mir Arbeiten für das Projekt getauscht hatte. 1999 fand das bisher letzte und wohl auch schönste Köln-Asch-Kunstereignis bei mir zu Hause statt. Inge Broska, Hans-Jörg Tauchert, Petra Deus und Carola Willbrand reisten persönlich an und veranstalteten mit mir zusammen einen Performance-Abend im Wohnzimmer. Das war voller neugieriger ZuschauerInnen auf allen möglichen Sitzgelegenheiten. Es wurde uns ziemlich warm, nicht nur im Zimmer sondern auch ums Herz. Es gab Getränke, etwas zu knabbern, eine lange Diskussion nach unseren Auftritten und ein gemütliches Beisammensein.

19. Januar 2003: Die Ultimate Akademie ist nicht untergegangen und ich wohne immer noch in Asch. Ich sitze hier gemütlich zu Hause im Sonnenschein, schreibe diesen Text und freue mich auf die nächste Kölnreise. Auch mit Paul, der mittlerweile wieder im Süden lebt, verbindet mich noch heute Freundschaft.



Inge Broska, Schatten über der Kaffeetafel, Kuchen, Sahne, Kaffee mit Ruß bestäubt, Foto: Pietro Pellini

Wäre ich zu Hause geblieben, wäre es nie soweit gekommen. 1984: Ich war Hausfrau und Mutter eines kleinen Sohnes, lebte in Blaubeuren-Asch auf der Schwäbischen Alb und fühlte mich als große Künstlerin.

Ziemlich übertrieben, aber immerhin. Ich fuhr nach Berlin um die Neuen Wilden kennenzulernen, die waren längst nicht mehr dort, suchte nach der alternativen Szene und landete bei Paul Revellio in der Galerie Muthesiusstraße. Ich zeigte ihm die kleinen Fotoarbeiten meiner Anfangsphase und er stellte mich seinen Freunden vor. So erfuhr ich von den mail-art-Aktionen der Gruppe, bekam die Adressen von Galeristen und Sammlern und begann, von zu Hause aus, selbst Briefe zu verschicken. Ziemlich frech war das damals in dieser Sturm- und Drangzeit. Ich hatte mit der Hand dick und fett „Arschloch“ geschmiert und liebte dieses persönliche Befreiungsbild über alles. Abfotografiert und kopiert schickte ich es an die Berliner. Daraufhin rief mich eine Frau, ich meine aus einer Galerie namens Volker Diehl, an und fragte mich höflich, wie denn dieser Brief gemeint sei. Sie riet mir, doch nach Köln zu gehen. Dort würde mehr in dieser Art gearbeitet werden. Schade, dass ich mich nie bei dieser Frau bedanken konnte, die Galerie gibt's nicht mehr, ich tu's hiermit. So kam ich nach Köln, lernte Ingo Kümmel kennen und bald darauf die Ultimate Akademie. Die nahm mich auf, weil Al Hansen meinte, es sei Fluxus, was ich mache. So gings richtig los. Ich hatte ein Nest gefunden, nicht immer warm, nicht gerade bequem, aber aufregend, anregend, spannend. Und KünstlerInnen, mit denen mich eine Menge verband, inhaltlich und menschlich.

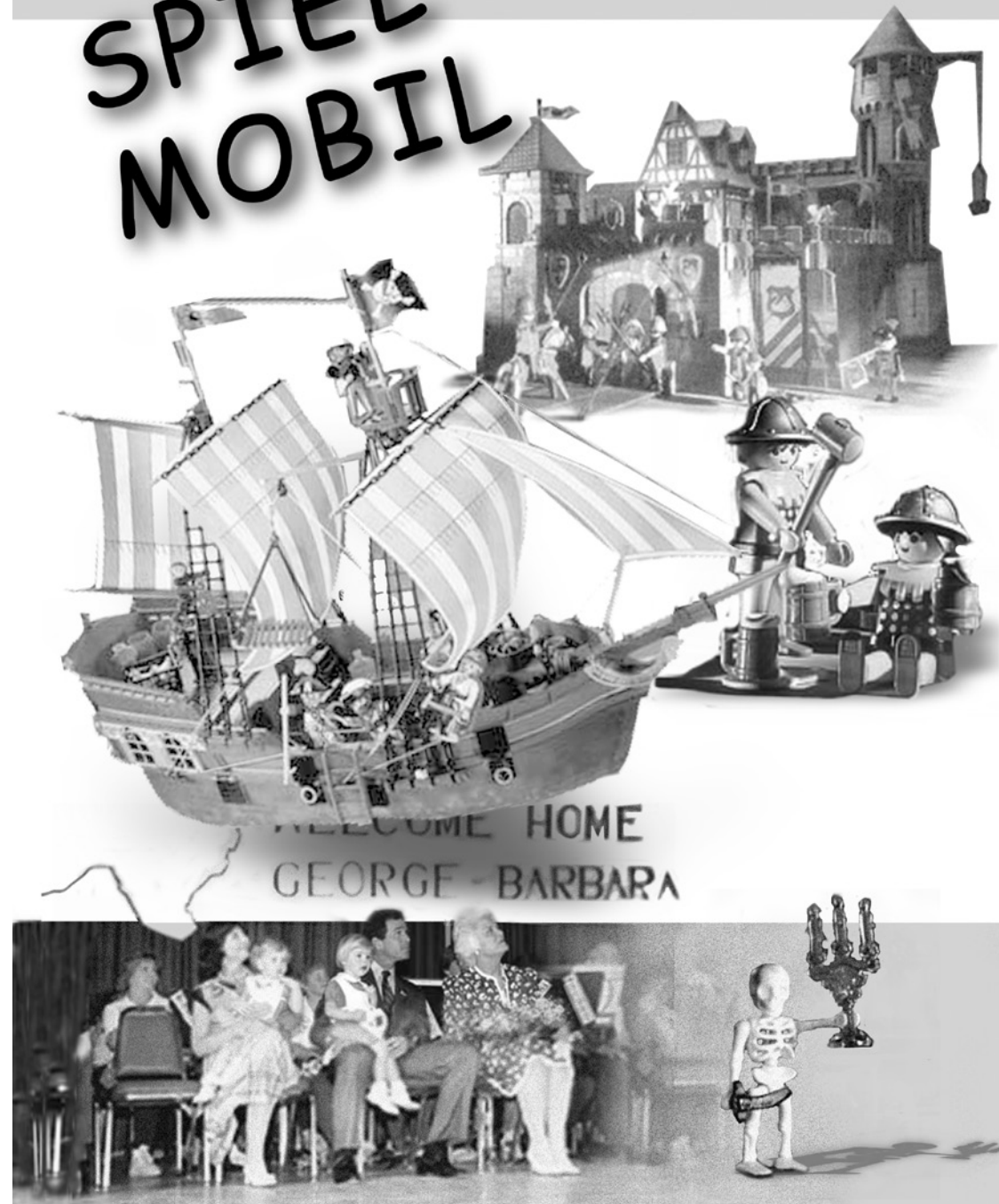
Damals gab's in der Mozartstraße jede Menge Ausstellungen und Aktionen, bei denen ich mitmachen konnte. So wollte ich was zurückgeben und kam auf die Idee, den Spieß umzudrehen. Statt meine Kunst nach Köln zu tragen, lud ich 1991 alle FreundInnen ein, bei mir zu Hause auszustellen, am „Asch der Welt“, wie es damals auf dem Ortsschild stand. Das Treppenhaus war frisch renoviert und ich gab jedem/r ein Stück Tapete. Ich ent-

An einen langen Flur

Joachim Rönneper

Wenn die Wände wackelten,
gab dein Boden mir immer Halt unter den Füßen, Straße
ohne Schild,
Heimweg nach draußen, Laufstall der Gedanken. Du
kennst die Schritte in- und auswendig,
Freund meiner Irrwege, Mitwisser fremder Schuhe, die
dich mit Lust und Trunkenheit begingen.
Dein Ende hatte immer ein offenes Ohr
für allelei Schnürsenkel, Mehl und Milch;
Lehrtest mich die Mühsal der Geduld,
auch Umkehr, du Fürbitter der Schnecken.
Bald bin ich fort und werde Abschied nehmen
von hier nach da. Sahest ja wie Münder küssen, dann
gehe ich alle meine Wege, die ich
auf deinem Boden ging, in einem Stück nach Haus.

SPIEL MOBIL



Mobilität, wir wissen „Bewegung“, ist eine positive Eigenschaft. Ständige, permanente, wenn auch oftmals sinnlose Mobilität ist ein riesiger, profitabler Wirtschaftszweig (siehe Auto, siehe Bahn, siehe Mobilfunk, siehe Jonagold aus China). Und wer meint, er könne dem allem entgehen, indem er zu Hause seinem Hobby frönt, wird schnell bekehrt und in Marsch gesetzt. Wer rastet, der rostet !



HOMEGROW von Ralf Filges

Teppichklopper vor dem Aus !!! Großes Artensterben !!!

Vor 50 Jahren besaß fast jeder deutsche Haushalt ein Exemplar. Heutzutage kommen sie kaum noch zum Einsatz, denn sie wurden von der Teppichboden- und Staubsaugerbranche „aufgesogen“. Teppichklopper werden seit Jahrzehnten in unserem Land ganz im Geheimen ausgerottet und drohen noch mehr in Vergessenheit zu geraten. Das darf nicht weiter geduldet werden.

Mit Hilfe dieser **HOMEGROW** – Eingreifaktion soll nun schnellstens dieses Manko behoben werden, denn die Effizienz eines Kloppers liegt bei Teppichen, Brücken, Läufern, Polstermöbeln etc. hinsichtlich seines Reinigungspotentials deutlich über der eines Staubsaugers. Ich gehe davon aus, dass sich einige angesprochen fühlen, um ebenfalls in ihrem Wirkkreis Homegrow – Aufzuchtstationen zu installieren.

